

Fünfte Frankreich-Reise

Ein Telegramm besonderer Art aus den Vereinigten Staaten

Poitiers, 17. Mai 1917.

Dieses Mal soll meine Abwesenheit nur eine Woche dauern. Auf Pfingsten will ich wieder in der Gemeinde sein. Hierher habe ich mich gewendet, weil hier gleichzeitig ein Gefangenenlager und ein grosses Lazarett mit vielen Verwundeten von der April-Offensive besucht werden konnten.

Im Gefangenenlager bekomme ich sofort den Eindruck, dass sich die Einstellung gegenüber den Kriegsgefangenen in mancher Beziehung neuerdings verschlimmert hat. Das merke ich an einem etwas frostigen Empfang durch den Lagerkommandanten. Dann muss ich es aus verschiedenen amtlichen Anschlägen herauslesen, die kund geben, dass manche frühere Vergünstigungen den Gefangenen nun entzogen sind, dass auf Verfügungen von Paris her allerlei Räumlichkeiten für Unterhaltung und Unterricht nun geschlossen sind — wie angegeben ist, als Vergeltungsmassnahmen für gleiche Einschränkungen, welche von den Deutschen den gefangenen Franzosen auferlegt worden seien. Es weht da leider wirklich zur Zeit ein etwas scharfer, böser Wind gegen die Gefangenen hin. Anders, als ich es vor wenigen Wochen bei den Engländern wahrgenommen. — Die Franzosen sagen freilich: die Deutschen haben mit den Schlägen angefangen und, was sie taten, seien nur berechtigte Gegenhiebe.

Immerhin habe ich auch — auf telegraphischem Wege — etwas Erfreuliches erfahren, das von Nordamerika her kommt: Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten gegen Deutschland,

musste von der Leitung der amerikanischen Kriegsgefangenenhilfe in Paris, die den deutschen Gefangenen zu gute kam, an die Oberleitung in Nordamerika, an den bekannten John Mott, die Frage gerichtet werden: Was nun? Soll man jetzt, wo Deutschland Gegner geworden ist, die Hilfe einstellen, oder damit weiterfahren? Da ist von John Mott telegraphisch ungefähr folgender Bescheid gekommen: „Die Hilfstätigkeit für die deutschen Gefangenen ist, so weit als möglich, weiterzuführen; denn über den Reichen dieser Welt und ihrer Feindschaft steht für uns das Reich Gottes und die Forderung christlichen Erbarmens.“

Der Telegraph musste in diesem Kriege der rasche Verbreiter vieler böser, oft unwahrer, Unheil stiftender Dinge sein. Gottlob konnte er auch hie und da eine gute Botschaft, die Menschen zusammenbrachte und Hilfe bedeutete, weitertragen.

Die Einstellung des französischen Protestantismus zum kriegführenden Deutschland

Etwas Erfreuliches war es auch, zu hören, dass ein katholischer und der protestantische Pfarrer von Poitiers regelmässig das Lager besuchen und für die Gefangenen alles das tun, was ihnen nach Masstab ihrer Sprachkenntnisse und ihres Verständnisses möglich ist. Gerade für den protestantischen Pfarrer mag diese Tätigkeit nicht ohne Selbstüberwindung vor sich gehen. Denn es ist zweifellos, dass der französische Protestantismus dem kriegführenden Deutschland noch schärfer ablehnend gegenübersteht, als der französische Katholizismus.

Gerade hier in Poitiers hat ein französischer protestantischer Feldprediger, mit dem ich zusammentraf, mir das zu erklären gesucht:

Zwischen dem protestantischen Frankreich und dem protestantischen Deutschland hätten vor dem Kriege wesentlich engere innere Beziehungen bestanden, als zwischen dem katholischen Frankreich und dem katholischen Deutschland. Um so näher sei den französischen Protestanten die mit Deutschland erlebte traurige Erfahrung und Enttäuschung gegangen. Die von einem Freund erlittene unerwartete Kränkung schmerze und erzürne ja meist viel mehr, als das Unerfreuliche, das man mit einem Fremden erlebe.

Schon aus diesem einen Grunde sei gewiss teilweise das sehr starke Abrücken von Deutschland gekommen.

Dann sei noch eine andere Ursache da, welche in der sehr exponierten Lage des französischen in starker Minderheit sich befindenden Protestantismus liege. Dem könnte der in grosser Mehrheit dastehende französische Katholizismus vorhalten: Da sieht man, was man mit den Protestanten, mit dem protestantischen Lande Deutschland erleben kann. — Um da nicht in einen Topf geworfen zu werden, müsse der Protest gegen Deutschland beim französischen Protestantismus noch besonders entschieden, ja scharf sein.

So ungefähr äusserte sich der französische, protestantische Feldprediger, einer der an der ersten Frage zunächst Beteiligten. — Ob die Erbitterung gegen Deutschland, gerade gegen das protestantische Deutschland, vielleicht noch aus andern Quellen, aus noch tieferliegenden, herausfliessen mag, das kann ich nicht ohne weiteres ergründen. Es ist aber wohl möglich, dass die dem Calvinismus eigene ethische Einstellung, die hohe Wertung von Recht und Unrecht, dieses unerbittliche Zürnen gegenüber dem Kriegsgegner noch in besonderer Weise bestimmt und vertieft hat.

Im alten Bischofspalast habe ich 350 deutsche Verwundete gefunden. Meistens haben sie ihre Verletzungen am Grosskampftag, den 16. April, am Chemin des Dames erlitten.

Mit der Verpflegung scheint es sehr gut zu stehen; sie ist jedenfalls wesentlich besser, als die Verwundeten sie jetzt in ihrer Heimat finden könnten. Hingegen kommen mir die Krankenräume etwas stark besetzt vor. Das Lazarettpersonal scheint, gerade was die Aerzte betrifft, etwas knapp bemessen — und so mag manchem der Verwundeten nicht ganz alle eingehende, sorgfältige Behandlung zuteil werden, die er in Friedenszeiten in einer chirurgischen Klinik finden würde.

Es ist eben Krieg mit seinem Aerztemangel — und das bekommen gewiss nicht nur die feindlichen Verwundeten, sogar auch die des eigenen Landes, zu spüren. Es ist wohl unmöglich, allen Lazaretten nach Grosskampfszeiten die eigentlich notwendige Zahl von richtig ausgebildeten Chirurgen zur Verfügung zu stellen.

Einer der hiesigen Aerzte, dem der Name meines chirurgischen Bruders wohl bekannt war, begleitete mich noch ein Stück

weit gegen die Stadt zu und erklärte, er fühle sich hier gar nicht am richtigen Platz. Er sei Professor für Augenheilkunde und es diene seinen Patienten und ihm nicht, dass er hier vor allem Chirurgie treiben solle, während er anderswo, wo Augenverletzungen in grösserer Zahl zu behandeln seien, sich ganz anders wirklich nützlich machen könnte. Ich suchte ihn zu trösten mit dem Hinweis, dass bei uns in der Schweiz ein sehr tüchtiger Chirurg, Chefarzt der chirurgischen Abteilung eines grössern Spitals, monatelang seine bedeutenden Fachkenntnisse habe brach liegen lassen müssen, um im Grenzdienst bei seiner militärischen Einheit zu einigen Fusskranken oder Fällen von leichter Erkältung oder Verdauungsstörung zu sehen.

Die vielfachen Anforderungen des Soldatendienstes machen es wohl manchmal, auch bei gutem Willen, nicht möglich, jeden stets an den rechten Platz zu stellen und nach dem Mass seiner besonderen Fähigkeiten zu verwenden.

Als meine Tagesarbeit getan ist und ich abends durch die Strassen der Stadt gehe, fällt es mir auf, in welchem Masse hier die Glyzinien mit ihrem zarten Violett als Schmuck der Häuserfassaden vorherrscht.

Wenn ich einmal später an Poitiers zurückdenken werde, so werden zwei Dinge sehr verschiedener Art mir sofort wieder gegenwärtig sein: das vielfache Elend der Verwundeten im Bischofs-Palast und die anderswo noch nie gesehene Glyzinienpracht.

Guter Abschluss eines etwas angreifenden Himmelfahrtstages

Dieser abendliche Gang fand dann zunächst seinen Abschluss in einer katholischen Kirche, in welcher gerade ein Himmelfahrtsabendgottesdienst gehalten wurde. Durch eine offene Kirchentüre hörte ich beim Vorbeigehen Worte eines Predigers, und ich trat ein, ohne zunächst viel darnach zu fragen, welcher Konfession Kirche und Prediger angehören möchten. Ich hatte ein starkes Bedürfnis, über die teilweise recht bedrückenden, angreifenden Eindrücke dieses Tages noch einen andern Eindruck zu stellen, die Dinge noch in ein anderes, höheres Licht gestellt zu sehen. Aus der Predigt, welche bereits ihren Anfang genommen hatte, habe ich einige Gedanken niedergeschrieben:

Jésus nous demande trois choses:

1. D'abord un acte de foi. France peux-tu croire? Si oui, tu verras de la part de Dieu un acte de magnificence à ton égard. Dans l'évangile aussi Jésus demande souvent un acte de foi de ceux, qui ont recours à lui (Récit de Lazare).

2. Jésus nous demande et recommande la prière.

3. Réparations de nos fautes. Amende honorable, dont la sincérité doit être prouvée par les faits, par les actes. Nous devons expier par toutes sortes de souffrances physiques et morales les péchés de la France. Il faut s'immoler pour les autres. De sacrifice en sacrifice on arrive alors au sommet de la perfection.

Plus que jamais il y a maintenant des âmes, qui sont prêtes au plus grands sacrifices. Il faut être capable de dire: „Je veux mettre mon âme, ma vie, sur le plateau de l'expiation.“

Bei diesem letzten, spezifisch katholischen Gedanken vom Sühnen fremder Schuld durch das Leiden und die frommen Bemühungen auserwählter Mitmenschen, geht ja die protestantische Glaubensauffassung nicht mit; sie kennt nur die Sühne durch Jesus.

Es kam in der Predigt dann noch der Hinweis auf den lebendig frommen General de Sonis, einen der wenigen erfolgreichen französischen Truppenführer von 1870/71, welcher im Krieg immer eine kleine Statue „du sacré cœur“ mit sich geführt und vor derselben regelmässig sein Gebet verrichtet habe.

Und am Schluss der Predigt dann noch der allgemein christliche Gedanke: „Nous ne savons pas, où gît le cœur de Dieu le Père, afin que nous le cherchions toujours de nouveau dans le cœur de Jésus Christ, qui nous est bien connu.“ (Wir wissen nicht, wo sich das Herz Gottes befindet, aber wir können dasselbe immer wieder suchen und finden im Herzen Jesu, welcher uns ja wohl bekannt und nahe ist.“

Paris, 19. Mai 1917.

Gestern noch Fortsetzung der Besuche in den Lazaretten von Poitiers und heute hierher gekommen zu Besprechungen auf dem Kriegsministerium und zu Besuchen bei den deutschen Verwundeten, welche seit meiner letzten Anwesenheit in die hiesigen Lazarette gebracht worden sind.

Paris, Sonntag, 20. Mai 1917.

Fast den ganzen Sonntag im Lazarett Val de Grâce zugebracht bei Verwundeten aus den Kämpfen bei Soissons und Laffaux. Einer derselben, ein junger Kaufmann aus Jena, bittet vor allem um ein Neues Testament; das Seinige sei im Tornister auf dem Schlachtfeld geblieben.

Verschiedene berichten, was sie während den Schlachttagen und auch schon vorher durchgemacht haben. „Wir sind mehrmals zwei bis drei Tage ohne Verpflegung geblieben; aber davon wissen die Herren bei den hohen Stäben nichts.“

Es war dann davon die Rede, dass die Schwerverwundeten in ihre Heimat verbracht werden könnten. Das natürlich unter der Voraussetzung, dass sie, bei allfälliger Wiederherstellung, nicht mehr Kriegsverwendung finden durften. Da meinte einer: „Es wäre doch einer dumm, wenn er, nach der Heimschaffung, wieder an die Front ginge und sich noch einmal der Gefahr aussetzte, totgeschossen zu werden.“ Ich habe den Eindruck, dass unter den Kriegsgefangenen (vielleicht nicht nur unter den Deutschen) jetzt viele so denken, auch, wenn sie es nicht gerade so offen heraus-sagen.

Paris, 21. Mai 1917.

Den Verwundeten im Lazarett Panthéon habe ich unter anderem auch einen kleinen Dienst, der dem Magen zu gut kommt, leisten können.

Sie sprachen mir davon, dass an der Qualität des Essens gar nichts auszusetzen sei, die sei vorzüglich, aber, je mehr die Genesung fortschreite, desto weniger genüge die Quantität für den wiederkehrenden Appetit.

Der Verwaltungsoffizier des Lazaretts, dem ich das Anliegen vorbrachte, hatte durchaus Verständnis für dasselbe. — Bisher hätten die deutschen Verwundeten die Krankenration bekommen (gleich wie die französischen); nun würden sie ohne weiteres auf die ganze Ration gesetzt werden.

Ich notiere diesen Beweis wohlwollender Gesinnung, weil jetzt die Tendenz vorherrscht, alles Unerfreuliche in der gegenseitigen Feindesbehandlung zu unterstreichen. Dessen gibt es ja leider genug.

Der Chef der Kriegsgefangenenabteilung auf dem Kriegsmini-

sterium hat mir von neuen Schwierigkeiten zu berichten, welche in Kriegsgefangenensachen mit Deutschland entstanden seien.

Er legt mir die Frage nahe, ob sich nicht vielleicht eine zweite Gelegenheit bieten könnte, den deutschen Kaiser zu sehen und seine Intervention zugunsten der französischen Gefangenen in Deutschland anzurufen.

Ich muss einen solchen Versuch als aussichtslos ansehen. Der Kaiser weilt meistens im Grossen Hauptquartier. Und wenn er auch erreichbar wäre, so wäre es ein unerhörter, kaum zu erwartender Glücksfall, wenn er ein zweitesmal sich gegen das eigene Kriegsministerium und dessen Massnahmen entscheiden würde. Aber, auch wenn sich die Wohlgesinntheit gegenüber dem Besucher wiederholen und der Kaiser dessen Milderungsvorschlägen zustimmen sollte, ist's nicht gesagt, dass sein kaiserlicher Wille sich dann tatsächlich gegen alle weiter unten vorhandenen starken Widerstände würde durchsetzen können.

Dem Namen nach ist der Kaiser noch der „Oberste Kriegsherr“, aber verschiedenes lässt vermuten, dass sein Einfluss nach und nach — im Vergleich zu frühern Zeiten — gewisse Abstriche erfahren hat, dass seine Meinung nicht mehr immer eingeholt wird, oder, in aller Stille, ohne dass er immer Kenntniss davon hat, wider dieselbe vorgegangen wird.

Paris, 22. Mai 1917.

Eben erfahre ich, dass die in den letzten Tagen verfügte völlige Grenzsperrre für Auslandsreisende wieder aufgehoben ist, aber vielleicht nur für ganz kurze Zeit.

Diese Reisemöglichkeit musste ich sofort ausnützen, denn auf Pfingsten will ich wieder in der Gemeinde sein und in meiner Aufgabe dort — welche ich jedenfalls nicht wieder in den nächsten Monaten unterbrechen werde.